

21. März 2016

1991 war ein ganz besonderes Jahr in der Geschichte der Stadt Leichlingen: der Förderverein der Stadtbücherei wurde gegründet. 25 Jahre ist das her, eine lange Zeit. Ich durfte bei der Gründung dabei sein, in einem siebenköpfigen Vorstand, sechs Frauen und ein Mann.

Einige der Gründerinnen sind heute Abend anwesend: Ganz besonders freue ich mich, dass Frau Gorissen heute Abend da ist, unsere erste Vorsitzende. Ihr würde es eigentlich zustehen, an diesen Anfang zu erinnern, aber als ihr Stellvertreter und später der Stellvertreter von Otto Schäfer, ihrem Nachfolger, habe ich diese Aufgabe heute auf Bitten von unserer Vorsitzenden Frau Beierlein übernommen.

Aber lassen Sie mich beginnen mit einem Märchen, das mein Enkel Mathis gern hört, weil es so einen netten Spruch enthält: Vom Fischer und seiner Frau. Sie kennen das Märchen bestimmt alle und können sich an diesen Spruch erinnern:

Mantje mantje Timpe Te
Buttje Buttje in der See,
meine Frau, die Ilsebill,
will nicht das, was ich gern will.

Sagen wir die Frau ist die Leiterin der Stadtbücherei, der Fischer, das ist der Vorsitzende des Fördervereins, die beiden leben in einem alten Pott, der Bücherei, und der Butt schwimmt in der Wupper. Dort soll es ja inzwischen wieder Fische geben.

Leider verfängt sich der Butt eines Tages im Netz des Fischers, doch der lässt sich erweichen und den Butt davonkommen. Sehr zum Verdruss seiner Frau, die findet, dafür hätte er doch etwas verlangen können.

Mehr Geld für die Bücherei, zum Beispiel. Gut, der Fischer eilt zurück zum Ufer der Wupper, ruft den Butt herbei und bittet ihn um eine kleine Aufstockung des Etats der Bücherei:

Mantje mantje Timpe Tupper
Buttje Buttje in der Wupper,
meine Frau, die Ilsebill,
will nicht das, was ich gern will.

„Was will sie denn?“ fragte der Butt, schlecht gelaunt angesichts der Störung.
„Mehr Geld? Gut, geh nach Hause, das wird erledigt.“

„Das war ein schöner Anfang“, dachte die Frau. „Wie wäre es mit einem Sessel und einer Lampe, damit der Pott hier ein bisschen wohnlicher wird?“

Der Fischer kehrt zurück zur Wupper, die nicht weit entfernt liegt, auch wenn das Ufer noch nicht so gut erreichbar ist wie heute. Das Wasser ist ganz grün und gelb und gar nicht mehr so klar, und der Butt recht mürrisch, als der Fischer wieder am Ufer aufkreuzt.

„Was will sie denn jetzt“, fragte der Butt. „Nun sie will es etwas wohnlicher haben, weil sie fürchtet, dass sonst die Leserinnen und Leser ausbleiben“, sagte der Fischer. „Na gut, soll sie haben“, knurrte der Butt.

„Sehr schön“, sagte die Frau. „Aber ich habe gesehen, dass es jetzt so komische Geräte gibt, mit denen man surfen kann. Das wäre doch schön, wenn wir die auch hätten.“

Der Fischer wusste nicht so recht, wovon seine Frau redete, denn er war ja nur ein Fischer. Also machte er sich erneut auf zum Ufer der Wupper. Der Fluss kam ihm komisch vor, weil er schäumte und zischte. Also rief der Fischer so laut er konnte:

Mantje mantje Timpe Tupper
Buttje Buttje in der Wupper,
meiner Frau, der Ilsebill,
reicht nicht das, was ich gern will.

Der Butt tauchte auf, sichtlich genervt, und ließ sich vom den Fischer erklären, was die Frau nun wollte. Erstaunlicherweise wusste er sofort, worum es ging, und sagte nur: „Gut erledigt, geh heim und sieh zu, wie Du mit dem Computer klarkommst.“

Sichtlich erschöpft kam der Fischer in den Pott zurück, doch der Frau war es immer noch nicht genug. „Wir brauchen dringend ein paar Quadratmeter mehr. Wo wollen wir die Bücher lassen und die vielen Non-Books? Und die neuen Geräte? Da brauchen wir Platz. Das sagt auch die KGSt!“

Der Fischer wusste wieder nicht, wovon seine Frau redete, merkte sich die Worte aber gut und machte sich abermals auf zum Fluss. Der war ganz schwarzgrau, und das Wasser gärte so von unten herauf und roch ganz faul. Da stellte der Fischer sich hin und rief:

Mantje mantje Timpe Tupper
Buttje Buttje in der Wupper,
meiner Frau, der Ilsebill,
reicht nicht das, was ich gern will.

Der Butt verheimlichte sein Missvergnügen nicht, als er fragte, was die Frau denn nun schon wieder wolle. Der Fischer wiederholte alles buchstabengetreu, so wie er es gelernt hatte, und fügte dann spaßeshalber hinzu: „Und einen Heiligenschein will sie auch noch.“

„Einen Heiligenschein wie Gott?“, fragte der Butt. „Was weiß ich,“ sagt der Fischer, „wenn Gott einen Heiligenschein hat, dann halt wie Gott.“

Da wurde die Wupper pechschwarz, und es donnerte und blitzte, und der Fluss rollte daher in hohen schwarzen Wogen, so dass dem Fischer die Knie schlotterten.

„Geh nach Haus in deinen Pott“, sagte der Butt. „Du wirst schon sehen“, rief er dem Fischer hinterher, als der schon kehrtgemacht hatte.

Ein Märchen ohne Happy-End, wie Sie heute sehen, meine Damen und Herren.

Die Stadtbücherei befindet sich immer noch in der schlichten Behausung, in der wir vor 25 Jahren begonnen haben. Doch die gute Nachricht ist: Es gibt sie noch. Und der Zuspruch nach ihren Angeboten hat nicht nachgelassen. Auch das ist eine gute Nachricht.

Der Förderverein hat daran vielleicht einen kleinen Anteil, vermute ich mal.

Als wir begonnen haben, waren unsere Forderungen bescheiden, aber unsere Hoffnungen groß, ebenso wie unser Engagement. Und es hat Spaß gemacht.

Es hat Spaß gemacht, kreativ zu sein. Jede Sitzung des Vorstandes war ein kleines „Brainstorming“. Was können wir den Blütenstädtern bieten? Welche Autoren sollen wir einladen? Wie können wir die Leichlinger in die Bücherei locken, dazu motivieren, Bücher auszuleihen und zu lesen? Mit welchen Aktionen können wir auf die Bücherei aufmerksam machen? Wie kommen wir an ein schönes Logo, wie kommen wir an Geld, um all die Ideen, die wir haben, in die Tat umzusetzen?

Ehrenamtliche Arbeit, meine Damen und Herren, sollte Spaß machen, und das hat sie auch getan. Ideen wurden nicht abgewürgt, weil man selbst nicht darauf gekommen war. Im Gegenteil: Ideen erzeugten Enthusiasmus, und darauf kam es an.

Doch es ging auch um ein bisschen mehr als einfach nur Lesen und Bücher. Wir haben aktuelle Themen aufgegriffen und uns an den politischen Diskussionen der Zeit beteiligt.

Mit unserer Lesereihe „Literatur: Brücke zwischen den Kulturen“, zum Beispiel. Sie erinnern sich vielleicht daran, dass Anfang der 1990er Jahre die Flüchtlingszahlen anstiegen, nicht nur wegen des Bürgerkriegs vor unserer Haustür in Jugoslawien, sondern auch aus Ländern wie Afghanistan kamen Flüchtlinge zu uns. Und so haben wir im Jahr 1993 eine Veranstaltungsreihe entworfen mit Autoren mit Migrationshintergrund, wie man heute sagen würde, aus der Türkei, Mali und Spanien, die in deutscher Sprache schrieben, dichteten und sangen. Und weil auch damals von rechts Intoleranz und Gewalt drohten, haben wir im Jahr 1994 Autoren eingeladen, die gegen Gewalt und für Toleranz warben.

Auf die politischen Herausforderungen der Zeit zu antworten, war eine Sache. Die Nase vorn zu haben eine andere.

Deshalb tauchten schon recht bald nach unserer Gründung ein Computer in der Bücherei auf. Im Jahr 1996 wurde er sogar mit dem Internet verbunden. Ich erinnere mich noch an die Diskussionen im Vorstand, denn wie soll das gehen, fragte man sich: Per Internet Briefe zu versenden, Fahrpläne anzuschauen oder gar die New York Times zu lesen? Wir waren die erste Bibliothek weit und breit, die dieses Angebot machen konnte, und lange Zeit auch die einzige.

Ein Thema beschäftigte und immer wieder in unseren Diskussionen: Was sollte die Stadt tun, was soll der Förderverein tun?

Die Grenze lässt sich nicht immer genau ziehen, wie bei vielen ehrenamtlichen Initiativen, die Schulen, Schwimmbäder oder Büchereien unterstützen. Einmal haben wir diese Linie auch überquert, glaube ich. Als wir uns entschlossen, den Bestand der Bücherei auf Kosten des Fördervereins zu digitalisieren. Mit Honorarkräften, vom Förderverein angeheuert. Ich erinnere mich noch an eine kontroverse Diskussion mit Herrn Wende, der damals für die Informationstechnologie im Rathaus zuständig war. Er war anfangs wenig begeistert, hat uns dann aber nach Kräften unterstützt. Und so wurde ein Erfolg daraus, und die Bücherei – wieder einmal – gerettet, wie schon bei der Gründung des Fördervereins.

Meine Damen und Herren, eine Stadt einfach nur zu verwalten, reicht schon lange nicht mehr. Eine Stadt braucht aktive Bürgerinnen und Bürger, die bereit sind, Zeit zu investieren, vor allem Zeit, um kreativ ihre Stadt mitzugestalten. Das ist manchmal anstrengend, kostet Nerven, aber man wird dafür belohnt, menschlich vor allem.

Und Büchereien und Bibliotheken werden gebraucht. Lassen Sie mich zum Schluss zitieren, was man in der vergangenen Woche im Feuilleton der FAZ lesen konnte:

„Bibliotheken sind altmodische Einrichtungen, in denen die Zukunft entschieden wird. Die Bibliothek ist der Ort, an dem einige der wichtigsten Fragen unserer Gesellschaften verhandelt werden: Wie organisieren wir den Zugang zu Informationen für alle Bürger? Wie bewahren wir unser kulturelles Erbe? Wie erreichen wir den Teil der Bevölkerung, der in unserem traditionellen Bildungssystem gescheitert ist oder nie Zugang zu ihm fand? Die Bibliothek des 21. Jahrhunderts ist all dies: hochspezialisierte Hightech-Apparatur, kuschelweiche Kita für Erwachsene und robuste Kampfmaschine für Integration und gegen soziale Benachteiligung.“

Besser kann ich es auch nicht sagen, meine Damen und Herren.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.